Museen dekolonisieren?!

Ein Gespräch zwischen Pegah Byroum-Wand, Daniela Bystron und Antje Winkler

Abstract *Das nachfolgende Gespräch, das im Juni 2024 geführt wurde, knüpfte an Bystrons und Byroum-Wands Beitrag* »Das Museum dekolonisieren?« *zur Ringvorlesung* »Sharing is Caring« *an der Universität Potsdam an und basiert auf ihrer Zusammenarbeit im Rahmen des Pilotprojekts* Reflexionen. »Koloniales Erbe im Brücke-Museum« *(gefördert durch den Projektfonds Zeitgeschichte und Erinnerungskultur des Landes Berlin) in Berlin. Ihre Zusammenarbeit haben sie gemeinsam im Text* »Zwei Rückblicke – zwei Perspektiven. Das Pilotprojekt Reflexionen. Koloniales Erbe im Brücke-Museum« *(vgl. Brücke Museum/ Stiftung Deutsches Technikmuseum et al. 2022) beleuchtet.*

Das Gespräch zwischen Pegah Byroum-Wand, Daniela Bystron und Antje Winkler widmet sich der dringlichen Frage, ob und wie Museen dekolonialisiert werden können. Es knüpft an konkrete Praxisprojekte sowie theoretische Überlegungen an, um die Rolle von Museen im postkolonialen Kontext kritisch zu reflektieren. Ein Projekt – das Pilotprojekt *Reflexionen. Koloniales Erbe im Brücke-Museum* – umfasste zum Beispiel ein Sensibilisierungs- und Fortbildungsprogramm für das Team des Brücke-Museums, das die Ausstellung *Whose Expression? Die Künstler der Brücke im kolonialen Kontext* (Dezember 2021 bis März 2022) begleitete. Daniela Bystron arbeitet seit 2018 festangestellt als Kuratorin für *Outreach* am Brücke-Museum und kollaborierte im Rahmen des Projekts eng mit Dr. Pegah Byroum-Wand zusammen, die 2020/2021 freiberuflich die Feinkonzeption und Projektleitung des Pilotprojekts verantwortete. Dabei wird deutlich, dass eine Dekonstruktion kolonialer Strukturen und Diskurse nicht nur eine Herausforderung für die institutionelle Praxis ist, sondern auch tief in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebettet ist. Die Diskussion zeigt auf, wie Museen durch selbstkritische Reflexion, inklusive Zusammenarbeit und politische Engagements ihre Verantwortung für eine postkoloniale Erinnerung und Präsentation von Kulturgut wahrnehmen können – ein Schritt hin zu gerechteren, diverseren kulturellen Räumen. Vor dem Hintergrund dieser Debatten stellt sich auch die Frage: Wie kann ein gegenwartsbezogener Kunstunterricht gestaltet werden, der diese dekolonialen Perspektiven aufgreift? Welche Bildungsansätze, Methoden und Inhalte ermöglichen es, Schüler*innen kritisch für koloniale

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kontinuitäten und Rassismus zu sensibilisieren und sie zu eigenständigem, reflektiertem Handeln zu befähigen? Der Austausch zeigt, dass kunstbezogene Bildungsarbeit heute mehr denn je eine wichtige Rolle dabei spielen kann, gesellschaftliche Veränderungsprozesse aktiv mitzugestalten.

Das Gespräch gliedert sich nach thematischen Schwerpunkten, die den Themenbereich, Museen zu dekolonisieren, machtkritisch und intersektional verhandeln.

Antje Winkler: Wir leben in einer postmigrantischen Gesellschaft. Inwiefern sollten Museen kritisch mit den Beständen ihrer Archive umgehen?

Pegah Byroum-Wand: Einem Dekolonisierungsprozess in Museen geht voraus, dass wir die gesellschaftlichen Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse anerkennen und einbeziehen, die u.a. der Kolonialismus hervorgebracht hat. Wir leben in einer Gesellschaft und arbeiten in Institutionen, in denen diese historischen Unterdrückungsverhältnisse – koloniale, rassistische, patriarchale, ableistische und weitere – bis in die Gegenwart fort- und oftmals zusammenwirken (vgl. neue deutsche organisationen 2024). Das kann natürlich die Arbeit von Museen, ihre Auseinandersetzung mit kolonialrassistischen Bildern und Begriffen, ihren Besitz von kolonialem Raubgut bzw. menschlichen Überresten oder die Beziehung zu den Herkunftsgemeinschaften beeinflussen.

So gab es beispielsweise bis heute keine reparationsrelevante Entschuldigung der Bundesrepublik Deutschland für den Völkermord, den die deutsche Kolonialmacht zwischen 1904 und 1908 in Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia) an den Herero und Nama begangen hat. Das belastet die Beziehungen zu Namibia. (Post)koloniale Muster wirken unter anderem auch auf der Ebene aktueller Migrations- und Grenzpolitik fort. Die in diesem Monat beschlossene *Reform des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems* (GEAS 2024) zeigt, wie mit der Schutzpflicht gegenüber Geflüchteten gebrochen wird. Diese Pflicht fußt u.a. auf dem Grundgesetz, der Genfer Flüchtlings- und der Europäischen Menschenrechtskonvention. GEAS hebelt die Rechte von Menschen aus, die häufig aus ehemaligen Kolonien europäischer Länder fliehen und von diesen ausgebeutet wurden. Die Fluchtursachen sind also eng mit post- bzw. neokolonialen Machtstrukturen verbunden (vgl. Brücke Museum/Stiftung Deutsches Technikmuseum et al. 2022).

Eine intersektionale gesellschaftskritische Betrachtungsweise ist daher für eine dekoloniale Arbeit im Museum wichtig, das durfte ich insbesondere von Aktivist*innen aus Chile, Kolumbien, Bolivien oder Peru lernen, mit denen ich mich im Laufe meiner Arbeit zu dekolonialen Praktiken austauschen konnte und die stets betont haben, dass die Ausbeutung natürlicher, menschlicher und lebensweltlicher Ressourcen in (post)kolonialen Kontexten zusammenhängt. Für mich ist es wichtig, danach zu fragen, wie sich Kolonialismus aus intersektionaler Perspektive im Muse-

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

um widerspiegelt: In der Institution, den Ausstellungen, der Sprache, den Bildern, den Kollaborationen etc. Wie lässt sich Kolonialismus kritisch verhandeln? Wie können dekoloniale Schritte umgesetzt werden?

Daniela Bystron: Museen sind traditionell gewachsene und hierarchisch aufgebaute Institutionen. Als Systeme entstanden sie in der Zeit der europäischen Aufklärung und bauen auf Ideen von Kolonialität, Machtstrukturen und Eliten auf. Ihnen obliegt das Prinzip der Auswahl und der Exklusion. Für mich stellt sich folgende Frage: Wenn die Gesamtstruktur von Museen kolonial geprägt ist, inwiefern ist dann das Dekolonisieren von Museen überhaupt möglich?

In meiner Praxis stelle ich diese Frage, versuche, grundlegend zu problematisieren und arbeite fragend-forschend mit dem Slogan: *Museen dekolonisieren?*. Dafür nehme ich bewusst die Innen-Perspektive ein und versuche als Kuratorin am Brücke-Museum die Debatte der Dekolonisierung in meine Museumspraxis einzuweben. Auf diese Weise gelingt es, Diskriminierungsformen oder Exklusionsmechanismen anzusehen und wachsam für meine eigenen Ausschlussweisen zu sein. Konkret gilt es, (selbst)kritisch zu betrachten, wer im Museum arbeitet bzw. ausgeschriebene Stellen übertragen bekommt. Zudem sind thematische Ausrichtungen in Museen häufig abhängig von kulturpolitischen Entscheidungen und Fördergeldern. Dennoch gibt es Kulturinstitutionen und vor allem Offspaces, die kontinuierlich dekolonial, macht- und diskriminierungskritisch arbeiten, jenseits von thematisch gesetzten Förderstrukturen. Elementare Themen, wie beispielsweise Dekolonisierung, Anti-Diskriminierung, Inklusion oder Kunstvermittlung (die häufig in Förderprogrammen als temporäre *Trendthemen* gesetzt werden), sind jedoch die Grundlage ihrer Arbeitshaltung und sollten für alle Museum gelten

Zusammenfassend bedeutet Dekolonisieren, permanent wachsam gegenüber Exklusionsmechanismen und unreflektierten Hierarchien im *Inreach* und *Outreach* zu sein.

Pegah Byroum-Wand: Es ist auch wichtig, zwischen den Museumstypen zu unterscheiden. Handelt es sich um ein Ethnografisches, ein Naturkunde- oder ein Kunstmuseum? Es gibt aber auch Community-Museen, die aus sozialen Bewegungen hervorgegangen sind und die maßgeblich ihre Programme aus den Communities heraus gestalten. Ein Beispiel ist das Schwule Museum in Berlin. Jedes Museum sollte die eigene historische Eingebundenheit in Unterdrückungsverhältnisse, das eigene Aufgabenspektrum und die eigene Ausrichtung kritisch ermitteln.

Die meisten staatlichen Museen sind als Institutionen prädestiniert, sich mit Imperialismus, Nationenbildung und Kolonialismus auseinanderzusetzen und sich zu fragen, inwiefern sie dieses Erbe wirklich kritisch reflektieren, verharmlosen oder gar verherrlichen. Solche Verstrickungen wiederholen sich in aktuellen Debatten, wie zum Beispiel rundum das Humboldt Forum Berlin und den Ein-

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fluss rechter Förder*innen. Auch der Umgang mit der Provenienz und Restitution von Objekten im Museum und der Art, wie Museen von ihnen profitieren, ist ein kritisches Thema. So vermag es das Humboldt Forum, die seit den 1970er Jahren anhaltende postkoloniale Kritik durch Aktivist*innen und soziale Bewegungen zu vereinnahmen – und damit nicht zuletzt die Frage zu umgehen, wie mit geraubten Artefakten Gewinn gemacht wird (vgl. Wan wo Layir 2022).

Ähnliche Vermeidungs- und Vereinnahmungsstrategien lassen sich bei den meisten Museen beobachten. Sie schlagen Profit aus geraubten Gütern, aus kolonialrassistischer, gewaltvoller und vermeidender Bildsprache sowie Werktexten. Sie binden Interventionen so in ihre Institution ein, dass diese umgekehrt in eine Profitmaschinerie aus materiellem und kulturellem Kapital eingehegt werden.

Hier lohnt es sich als Museumspraktiker*in zu fragen, wo Anknüpfungspunkte für Protest von außen zu finden sind und welche (institutions)kritischen Ansätze es bereits innerhalb des Museums gibt; jenseits der manchmal starren Institutionslogik. Denn die Innen-, Außen- und Schnittmengenfragen sind wichtig, um eine eigene systemische Verantwortung einzuüben.

Antje Winkler: Bleiben wir beim Stichwort *Humboldt Forum*. Was tun, wenn Fachkolleg*innen mit Lernenden aus dem (hoch)schulischen Kontext diesen Ort als Lernraum (noch wenig kritisch reflektiert) besuchen?

Pegah Byroum-Wand: Ich sehe es als meine Aufgabe, inklusiv und öffnend zu wirken. Das bedeutet auch, sich für Menschen einzusetzen, die vielleicht noch unentschieden, mit weniger konkretem Wissen zum Thema oder zumindest interessiert und offen für neue Perspektiven sind. Mich interessiert immer wieder die Frage: Was (also welches Wissen) gebe ich, wie weiter? Es geht also darum, die eigene Position verantwortungsvoll auszufüllen und sowohl in Lehre, Forschung aber auch in der Außenkommunikation, wie in Vorträgen und Texten, Akzente und Themen zu setzen. Es gilt, sich zur Aufgabe zu machen, ein kritisches Bewusstsein weiterzutragen und bedeutet somit für eine Wissensvermittlung einzutreten, die für kritische Themen sensibilisiert und über ein eurozentristisches, rein kognitives Wissensmodell hinausdenkt.

Institutionskritische Perspektiven auf Museumsarbeit

Antje Winkler: Welche Rolle kommt Museen aus macht- und institutionskritischer Perspektive in der Erzeugung oder Reproduktion kolonialer Kontinuitäten bei? Seht ihr Analogien zur Schule? Wo schreiben sich koloniale Kontinuitäten konkret fort?

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Daniela Bystron: Die Sammlung im Brücke-Museum ist zur Hochzeit des europäischen Kolonialismus entstanden. Die *Brücke-Künstler* haben die europäische Kolonisierung miterlebt, eingeatmet und zum Teil unreflektiert übernommen. Gleichwohl und in Anbetracht der Zeit sind durchaus auch kritische Praxen zu berücksichtigen. Die Bildsprache der Brücke-Künstler ist unter anderem geprägt von einem Menschenbild und Weltverständnis, dass durch die Rezeption von Raubkunst in ethnografischen Museen beeinflusst ist. Raubkunst wurde angeschaut, abgezeichnet und somit in ihren Werken verarbeitet.[1] Wir – als Mitarbeiter*innen des Brücke-Museums – sind angehalten, mit dieser speziellen Bildsprache und Haltung dauerhaft zu arbeiten, um die koloniale Kontinuität des Brücke-Museums zu verhandeln. Diese Kunst wird somit als Zeugnis von Diskriminierung, Rassismus, Menschenverachtung und kapitalistischer Ausbeutung als Teil des kulturellen Erbes in Deutschland und in Europa thematisiert. Wie können kritische Perspektiven eingebracht werden? Ein analytischer Ansatzpunkt wäre die Frage nach der Entstehungszeit, denn so wird Kolonialismus kontextgebend einbezogen.

Konkret zeigt sich dies am Beispiel von Bildsprache und Werktiteln, die teilweise rassistisch sind. Das Wort rassistisch im Museum (gemeint ist hier das Brücke-Museum) zu sagen, bedeutete zunächst, in einen langen Prozess zu gehen, und es war wie eine Art *Outing* im Kunst-, Museums- und Kulturbereich. Das Brücke-Team musste um Formulierungen gemeinsam ringen; beim Verfassen von Werktexten haben wir länger über einzelne Begriffe debattiert. Diese Debatten bestehen fort. In vielen Museen findet diese Debatte gerade erst statt und in einigen anderen haben diese noch keinen Anfang gefunden. Für das Brücke-Museum bestand das Anliegen dieser Debatten darin, ebenjene oben benannten Kontinuitäten gerade im Sprachgebrauch Sprache zu beenden. In der Sprache materialisiert sich Bewusstsein und in diesen Sprachbildungsprozess wollten wir intervenieren. Mit der Bildsprache umzugehen, ist dann ein nächster Schritt. Rassistische Kontinuitäten schreiben sich zum Beispiel in den Arbeitsmaterialien im Unterrichtsfach Kunst fort und wir hören immer wieder von Lehrenden, dass es dazu Bedarfe für alternative Arbeitsmaterialien gibt.[2]

---

1 Die kolonialen Kontexte wurden im Brücke-Museum differenzierter in der Ausstellung *Whose Expression? Die Kunst der Brücke* im kolonialen Kontext (2021/2022) erarbeitet, siehe: https://tinyurl.com/mvrjyykk. Die Ausstellung war Teil eines Kooperationsprojekts über Kirchner und Nolde des Statens Museum for Kunst, Kopenhagen, und des Stedelijk Museum, Amsterdam. Der Katalog *Kirchner und Nolde. Expressionismus. Kolonialismus* entstand 2021 in Zusammenarbeit mit den Museen.

2 Im Prozess der Sprachsensibilisierung haben uns – das Brücke-Team – viele Expert*innen unterstützt: Besonders zu nennen sind Diversity Arts Culture (DAC), Dekoloniale, Initiative Schwarze Menschen (ISD), Glokal, Contemporary And (C&) sowie weitere Kolleginnen. Die Publikation *Wie Rassismus aus Wörtern spricht* war eine wichtige Grundlage, ebenso das diskriminierungssensible Lektorat (Webseite, Begleithefte) von Ania Faas. Die Kolleg*innen des informellen Ar-

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Pegah Byroum-Wand: Koloniale Kontinuitäten übersetzen sich in Museen und zeigen sich dort auch in der Ausstellungskonzeption. Das begegnet uns im Museum beispielsweise dann, wenn menschliche Überreste unkritisch als *museale Objekte* ausgestellt werden oder wenn es sich um spirituelle Gegenstände handelt, die beliebig nebeneinander platziert werden. Ein Beispiel ist die während der deutschen Kolonialzeit in Kamerun geraubte Gründungsmutter der *Nso* aus Westkamerun, *Ngonnso*. Wie *Ngonnso* genau geraubt wurde, ist nicht bekannt. Klar ist, dass sie sich spätestens seit 1902/1903 im Besitz des deutschen Oberst Curt von Pavel befand (vgl. Ellendorf 2023). Sie wurde bis zur Einleitung ihrer Restitution im Jahr 2022 im Humboldt Forum Berlin ausgestellt. Viele Aktivist*innen der *Nso* in Berlin betonten immer wieder, dass *Ngonnso* eine rituelle und spirituelle Bedeutung hat – und nicht in die Vitrine eines deutschen Museums gehört. Wenn Museen unkritisch und unbewusst agieren, können koloniale Denk- und Handlungsmuster reproduziert und die Verantwortung abgewehrt werden. Wir müssen (ver)lernen, wie wir uns mit Kolonialismus und Rassismus beschäftigen. Es gibt die Tendenz, dass Menschen an diskriminierenden Begriffen festhalten, anstatt sich über die Möglichkeit zu freuen, Inhalte so formulieren zu lernen, dass andere sich nicht verletzt fühlen. Eine solche Abwehr kann auch aus kolonialen oder zumindest privilegierten Denkmustern folgen. Aus Perspektive einer diskriminierungskritischen und diversitätsorientierten Organisationsentwicklung kann die Abwehr- und Reproduktionsproblematik daran erkannt werden, dass Personal, Programm, Publikum und Partner*innen kaum verändert werden. Dabei ist die Organisationsstruktur für dekoloniale (wie auch andere diskriminierungskritische) Veränderungsprozesse sehr wichtig.

Antje Winkler: Die angesprochene Abwehrhaltung, die ein Einlassen auf neue Lernprozesse verhindert, scheint viel mit der eigenen Machtposition und dem Verlust von Privilegien und Erzählhoheiten zu tun zu haben. Aus dem universitären Kontext stelle ich mir in dem Zusammenhang eine Person vor, die ein bestimmtes Studiengebiet exklusiv oder problematisch und koloniales Wissen reproduzierend bearbeitet. Warum ist Veränderung so schwer? Es gibt doch bereits lehrreiche Erkenntnisse, die Abhilfe bereithalten. Da denke ich an Gayatri Spivaks *Unlearning* und die Idee neues Wissen anzunehmen; eine offene Haltung[3] einzuüben. Könnt ihr nochmal mit Blick auf das Brücke-Museum auf Instrumente eingehen, auf die man sich im Prozess berufen kann? Davon könnten Kunstlehrer*innen in Schule profitieren.

---

beitskreises Antidiskriminierung in Museen, etwa Forscherinnen im Lenbachhaus und den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD), leisteten im Bereich Provenienz(forschung) vorbildhafte Arbeit.

3 An dieser Stelle ist auf die Kapitel im vorliegenden Sammelband »Sharing is Caring« von Jan Niggemann, Nora Sternfeld und Nana Lüth zu verweisen.

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Daniela Bystron: Als ausgebildete Kunstpädagogin und Kunsthistorikerin habe ich auch eine Zeit in Schulen gearbeitet, das ist allerdings schon etwas länger her; im Museum arbeiten wir auch mit Schulen zusammen, daher ist mir das System nicht unbekannt. Auch wenn sich Schulen und Museen stark voneinander unterscheiden, haben sie als Bildungseinrichtungen aber eben auch Überschneidungen. In der Wissensvermittlung haben beide im Strukturellen eine Verantwortung, was sie vermitteln, zeigen und repräsentieren. Und im strukturellen haben sie auch großen Einfluss dadurch *wer* diese Inhalte vermittelt – hier betrifft es also das Personal, und dessen Kompetenzen, Ausbildung und Verantwortung in seiner Rolle als Vermittler*in.

Als Beispiel erzähle ich eine Situation: Ich war vor einiger Zeit auf einer Konferenz eingeladen. Es ging um das Thema Sammlung und Kuratieren. Die eingeladenen Expert*innen sprachen über ihren Kurationsbegriff, über Objekte und Sammlungen in Museen. Obwohl ich mich auch als Kuratorin verstehe, habe ich hier als Kuratorin für Outreach eine andere Perspektive, ein anderes Verständnis: Im Gegensatz zu den Sammlungs- und Ausstellungskurator*innen auf dem Panel, stehen in meinem Fokus nicht die Sammlung und die Objekte. Ich kuratiere Programme und fühle mich in erster Linie verantwortlich für das Publikum, für die Menschen, die ins Museum kommen und mit denen wir arbeiten. Hier geht es also um eine ethische Verantwortung und eine Form von Empathie gegenüber den Nutzer*innen: Wie Pegah schon sagte, geht es darum vorzudenken, wodurch sich Besucher*innen in Bildsprache, Themensetzungen oder Texten ausgeschlossen, rassistisch verletzt oder sogar traumatisiert fühlen könnten. Und das gelingt mir als *weiße* Person natürlich nicht ohne den Austausch mit von Diskriminierung betroffenen Personen. Das wäre vielleicht schon mal ein Instrumentarium, diese Stellen ausfindig zu machen und zu prüfen, für wen sind die Institutionen verantwortlich – in Bezug auf Schule sind es ganz klar die Schüler*innen also die nächste Generation, der ein respektvolles, inklusives und empathisches Miteinander und vor allem den Austausch über diese Prozesse gebührt. Im Anschluss daran stellt sich dann die Frage, wie Museen eigentlich organisiert sind und welche Positionen und Stellendefinitionen sie haben.

Über Organigramme im Museum hat Léontine Meijer-van Mensch auch länger geforscht. Häufig ist es in deutschen Kunstmuseen so, dass die meisten Mitarbeiter*innen dort Kunstgeschichte studiert haben, sogar promoviert sind. Die Kolleg*innen bestimmen meist die Strukturen und Inhalte, kuratieren die Ausstellungen und sind die Mehrheit des Kollegiums. Meist nachgeschaltet kommt dann ein*e Pädagog*in oder Vermittler*in dazu: Häufig kommt auf ein 5-bis 6-köpfiges Ausstellungskurator*innenteam eine Expertin für Vermittlung. Hier liegt m.E. ein struktureller Fehler vor, sofern sich denn Museen weiterhin für ihr Publikum interessieren und verantwortlich fühlen wollen. Zusätzlich sollte man sich auch die Ausbildungen anschauen.

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Macht es weiterhin Sinn, ohne museologisches, pädagogisches und postkoloniales Wissen, Kunsthistoriker*innen auszubilden? Es braucht also erweiterte Studien- und Berufsausbildungen, Veränderungen in Jobbezeichnungen, andere Stellenausschreibungen und einen neu ausgerichteten Fokus auf Kompetenzen, zum Beispiel durch Lebenserfahrungen.

Diese ganzen Bereiche des akademischen Feldes, Universität, Museum oder Schule, sind sehr ähnlich entwickelt und gehen oftmals von einem Ansatz des Mehrwissens aus und implizieren einen Wissensvorsprung. Viel weniger spielt das von dir angesprochene *Unlearning* eine Rolle. Ein prozessorientiertes gemeinsames und an Bedarfen ausgerichtetes sowie entdeckendes Lernen wäre demnach sinnvoll zu integrieren. Da sind wir dann bei Jacques Rancière und dem *Der unwissende Lehrmeister* (1987) und der emanzipierten, freien Pädagogik. Hier könnten Schulen und Museen insgesamt gut an Kooperationen mit Fachfremden, mit dem gesellschaftlichen Umfeld, arbeiten und flexibler werden.

Pegah Byroum-Wand: Mit Daniela zusammen habe ich 2020 bis 2021 im Brücke-Museum das Inreach-Programm »Reflexionen« entwickelt, in dem es darum ging, als Arbeitsteam gemeinsam zu einer sensibilisierten Haltung zu finden. Während dieser Zusammenarbeit habe ich viel gelernt. Ich habe erstens festgestellt, dass der Lernprozess im Rahmen des Inreach-Programms vor allem dann qualitativ und nachhaltig wird, wenn die inhaltliche Arbeit an Projekten von Beginn an gemeinsam mit jenen Personen und Gruppen entwickelt wird, um die es geht. Auf diese Weise werden direkt diskriminierungssensible Kollaborationsweisen, Selbstbezeichnungen und bedarfsorientierte Konzepte verhandelt. Wenn die Zeit und das Geld fehlen, können sich Museen wenigstens punktuell Expertise einholen.

Ein zweiter Punkt wäre, angestoßene Veränderungsprozesse nach Projektende zu verstetigen, indem bereits während der Projektlaufzeit eine nachhaltigere Struktur aufgebaut wird, die die inhaltliche Arbeit weiterführt. Das kann beispielsweise eine AG im Museum oder in der Schule sein. Im besten Fall sollten Menschen aus möglichst vielen Bereichen der Institution zusammenkommen und -denken, um multiperspektivisch und divers zu arbeiten.

Noch ein Gedanke zu deiner Frage: Wenn wir innerhalb von unseren Institutionen über verantwortungsvolle, feste Stellen verfügen, dann können wir diese Mittel und Ressourcen nutzen. Wir können Räume öffnen, um gemeinsam zu handeln, gezielt betroffene und/oder aktivistische Expert*innen und fehlende Perspektiven einzuladen. Wir können sogar neue Stellen für marginalisierte Personen schaffen und uns dafür einsetzen, die Organisationskultur entsprechend zu verändern. Wir können bei Antragsstellungen unterstützen, institutionelle Ressourcen oder Wissen (sofern möglich) zur Verfügung stellen. Das sind konkrete Handlungsmöglichkeiten.

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ein Kollege und ich haben für ein gemeinsames Seminar eine Rom*nja-Aktivistin und Expertin eingeladen. Sie hat dem Seminar das Thema Rom*nja in der Kunstgeschichte zugänglich gemacht mit einer Perspektive, die wir weder hatten noch uns durch bloßes Lesen hätten erarbeiten können. Das Besondere daran war, dass wir als Nichtbetroffene über den Rassismus gegen Rom*nja und Sinti*zze sowie unsere eigenen Leerstellen diesbezüglich sehr viel konkreter ins Gespräch gekommen sind. Das hat intensive Reflexionsprozesse in den Studierenden ausgelöst, da es auch um forschungsethische Fragen ging. Und da sind wir wieder bei Gayatri Chakravorty Spivaks *Unlearning*: Wir müssen Sachen machen, die wir und andere nicht gewöhnt sind. Dann erkennen wir, dass wir nur dann etwas verändern können, wenn wir diese Gewohnheiten durchbrechen.

Daniela Bystron: Um ganz konkret zu werden, kann man sich anschauen, wo die hierarchischen Ungleichheiten in den Museumsstrukturen liegen. Hier sei zum Beispiel die Mitarbeiter*innenschaft im Bereich der Kunstvermittlung genannt. In diesem Bereich arbeiten die Vermittler*innen, es ist meiner Meinung nach ein prekäres Feld im Betrieb. Oft ist es so, dass es eine – meist *weiße* – Person, wie mich gibt, die festangestellt das Programm koordiniert und supervidiert. Zudem gibt es Freiberufler*innen, wobei in der Berufsgruppe die Diversität wesentlich höher als in der Mitarbeiter*innenschaft der Festangestellten ist. Und da ist die Honorarlage, die Struktur, die Anbindung an Museen oft sehr unklar. Wie kann ich die Freiberufler*innen gerecht bezahlen, wenn es mir rechtlich nicht möglich ist, Fortbildung oder Nacharbeit angemessen zu honorieren? Das sind strukturelle Fragen, die Institutionen in Rahmen festschreiben und somit bestimmte Bereiche kleinhalten. Prinzipiell wäre es wünschenswert mehr Festanstellungen für Vermittler*innen zu schaffen; dass wäre extrem wichtig. Ich finde es immens für eine Institution, Mitarbeiter*innen wertschätzend und ihren Kompetenzen entsprechend zu würdigen und zu bezahlen.

Interventionen und neue Perspektiven

Antje Winkler: Was ich heraushöre, ist die Lust und die Kraft, für Veränderungen zu sorgen. Da ist das Aufräumen mit Ungleichverhältnissen als kreative Praxis im Umgang mit Unterdrückungssystemen. Hernach Problemfelder als veränderbar angesehen werden. Wobei sich ein Nachdenken und die Suche nach Möglichkeiten zur Intervention und des Durchfließens sich wiederholender Abläufe im Fokus stehen. Mir scheint, es kommt euch darauf an eine Beweglichkeit im System Schule aber v.a. im System Museum anzuregen. Um diese zu initiieren, befragt ihr von innen und von außen, gemeinsam und als Personen in Positionen, wie Zugänge eröffnet werden können. So verstehe ich auch Fragerichtungen, wie: Wen lädt man ein? Wo

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geht man hin? Wie öffnet man den Raum für neue Perspektiven? Und konkret tut ihr das längst, indem ihr eben Aktivist*innen einladet und diese bittet aus ihren Alltagserfahrungen und aus ihren Erfahrungen mit Diskriminierung in Deutschland zu berichten.

Pegah Byroum-Wand: In Bezug auf Veränderungen möchte ich vorschlagen, die Expertise von Aktivist*innen nicht nur als sog. *Erfahrungs*wissen zu sehen und damit einen Gegensatz zu professionellem (institutionellem) Wissen aufzumachen. Ihr Wissen ist Expert*innenwissen, das oftmals nicht nur den notwendigen Druck für kulturpolitische und institutionelle Veränderungen aufbaut, sondern als wertvolles Wissen begriffen werden sollte und entsprechend honoriert werden muss. Hier stoße ich an der Universität auch immer wieder an Grenzen. Zum Beispiel in meiner Arbeit mit unserem machtkritischen Beirat, der von einigen abgewehrt oder abgewertet wird, weil diese Kollaboration nicht als Forum für akademische Wissensproduktion angesehen wird. Wir sollten uns öfter wertschätzend daran erinnern, dass vieles, woran wir forschen und arbeiten, von anderen vor uns erstritten wurde. Alleine die Tatsache, dass wir drei als Frauen arbeiten können, wurde erkämpft. Wenn ein*e Professor*in zu einem bestimmten Thema eingeladen wird, ist das aus meiner Sicht die gleiche Expertise, wie die einer*eines Aktivist*in zum selben Thema. Das ist eine weitere Wissensform und eine wichtige Perspektive. Um in diesem institutionellen Gatekeeping zu intervenieren, kann es eine Möglichkeit sein, nicht mehr von Aufwandsentschädigung, sondern von Honorar zu sprechen.

Daniela Bystron: Eine Möglichkeit ist es eben auch, Ressourcen, Privilegien und Macht zu teilen. Wenn ich mit Personen arbeite, die nicht bei uns festangestellt sind, aber aus einer bestimmten Expertise heraus angefragt wurden, mit mir ein Programm zu gestalten, dann nenne ich sie entsprechend ihrer Position und Kompetenz im Programm und auf der Website und im Impressum.

Im letzten Sommer (2023) waren das Hamze Bytyçi von Roma Trial e.V. und Anna Mirga-Kurszelnicka von *ERIAC*. Sie haben im Rahmen der Ausstellung von Malgorzata Mirga-Tas[4] ein Diskursprogramm gestaltet, das ohne ihre langjährige professionelle und aktivistische Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Natürlich, und darüber sollten wir gar nicht reden müssen, erhalten alle, die mit uns im Brücke-Museum arbeiten, ein angemessenes Honorar.

Insgesamt ist das kollaborative Arbeiten immens wichtig für Museen, sonst kreisen sie weiterhin um sich selbst. Durch kollaborative Zusammenarbeit können weitere Personen einbezogen werden, unbekannte oder nicht-gesehene Themen,

4 Ausstellung (2023): Małgorzata Mirga-Tas. Sivdem Amenge. Ich nähte für uns. I sewed for us. Brücke-Museum Berlin, siehe: https://tinyurl.com/2hme9k6f

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Einzug in die Programmatik des Museums erhalten. Das ist eine Strategie, was sich dadurch aber langfristig verändert, ist eine andere Frage.

Kontinuierliche und ehrliche Netzwerkarbeit macht viel Arbeit und braucht einen langen Atem von allen Seiten. Diese ist im Gegensatz zu konkreten Projekten und Programmgeldern meist nicht budgetiert und zeitlich eingerechnet. Die Strukturen in Museen sind für kollaboratives und partizipatives Arbeiten nicht ausgerichtet, aber es gibt Möglichkeiten, sie an einigen Stellen immer wieder aufzubrechen.

Pegah Byroum-Wand: Bei der Zusammenarbeit und dem Aufbau von Netzwerken mit gesellschaftlichen Akteur*innen besteht die Frage nach Vereinnahmung von Wissen. Diese Frage sollte in Kollaborationen sensibel verhandelt und geklärt werden. Es ist wichtig, gemeinsam zu entscheiden, welches Wissen und welche Namen in einer Veranstaltung, Ausstellung oder während eines Austauschs exponiert werden. Wann ist es Instrumentalisierung und wann eine ernst gemeinte Partizipation, bei der es auch Entscheidungsbefugnisse gibt? Bei asymmetrischen Machtverhältnissen, die fast immer vorhanden sind, wenn ein Museum mit einer zivilgesellschaftlichen Vereinigung oder Gruppe arbeitet, muss man im Hinblick darauf machtkritisch zusammenarbeiten (vgl. Byroum-Wand 2025)

Antje Winkler: An dieser Stelle möchte ich mit euch in der Gegenwart ankommen. Wir können einen Rechtsruck in Europa beobachten seit mehr als zehn Jahren und ich sehe bestimmte Verengungen und Backlash-Potenziale nicht zuletzt mit der AfD im Raum stehen. Wie beobachtet ihr in diesem Zusammenhang das Feld in dem ihr gerade arbeitet?

Pegah Byroum-Wand: Politisch gesehen hat sich der Rechtsruck durch den negativen Einfluss der AfD-Forderungen auf die regierenden Parteien leider schon vollzogen: Debatten um Massenabschiebungen, rassifizierende Zugehörigkeitszuschreibungen für Inhaber*innen eines deutschen Passes (Wem steht er zu? Wer kann ihn verlieren?), Diskussionen um die Veränderung des Grundgesetzes, die Einengung von Meinungs- und Versammlungsfreiheit – das ist die Gegenwart. Falls die AfD regieren sollte, geht es noch schneller, dass Personen abgeschoben werden, dass Personen nicht eingebürgert werden, dass Personen mit deutschem Pass diesen verlieren. Das aktuelle Klima in Deutschland ist geprägt von Kriegstreiberei, Waffenlieferungen und einer rüstungsindustriellen Hochkonjunktur. Mit Blick auf die aktuelle Berliner (Kultur)Politik stelle ich mir die Frage, was Institutionen jetzt machen werden: Jetzt, wenn darüber diskutiert wird, ob Universitäten Studierende aufgrund ihrer politischen Gesinnung, beispielsweise zu Israel/Palästina, exmatrikulieren können. Jetzt, wo darüber debattiert wird, ob der Verfassungsschutz Antragsstellende auf ihre Gesinnung hin scannen darf, wenn diese eine staatliche Kulturförderung bekommen sollen.

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ich sehe in vielen Museen, dass es die so wichtige Debatte um Demokratiestärkung gibt. Aber wir müssen uns gegenwärtig ganz neu fragen: Welchen Demokratiebegriff meinen wir überhaupt? Für wen gilt dieser und für wen nicht? Warum? Und wie können wir uns wehren gegen die aktuellen und noch kommenden antidemokratischen Angriffe, die wir seit Monaten erleben?

Die Angriffe und Kündigungen treffen oftmals Marginalisierte. Deshalb ist das Wichtigste, das Museen und Universitäten – aber auch andere Institutionen – machen können: Ihre Räume den Menschen zu geben und zur Verfügung zu stellen, die so dringend Raum für Bündnisse, Dialog, Streit, Solidarität und Organisierung brauchen. Das wird gerade am meisten benötigt, weil sich Räume für solche Zusammenkünfte verengen.

Antje Winkler: Danke dir.

Daniela Bystron: In Anbetracht der aktuellen konservativen Kulturpolitik und des Rechtsrucks in Berlin sehe ich es als wichtigen Punkt an, weiterhin für solidarische Zusammenschlüsse zu sorgen und Organisationen in der freien Szene zu unterstützen. An einigen sozialen oder kulturellen Orten wurden entweder Mietverträge gekündigt oder Fördergelder gestrichen. Auch besteht die Gefahr, dass die Förderstrukturen vom Verfassungsschutz beobachtet werden. Und da denke ich, dass die nach 1945 hoch gehaltene Kunstfreiheit in Gefahr gerät. Ein Klima der Angst vor Zensur und vor dem Ausbleiben von Förderung wird geschürt. Dabei sind die Förderstrukturen so abhängig von der öffentlich-staatlichen Kulturpolitik, und das kann problematisch sein, weil diese doch so nah an Parteien geknüpft ist. Wir sind mittendrin in einer Veränderung. Es gibt viele Initiativen, die gerade nicht gut genug gefördert werden, wie *Diversity Arts Culture* Berlin oder die *Dekoloniale*, die noch vom linken Kultursenator Klaus Lederer eingerichtet wurden. Hier handelt es sich um Initiativen, die lange in Berlin zum Thema Kolonialismus/Dekolonialisierung gearbeitet haben und über eine ausgesprochene Expertise und Netzwerke verfügen. Diese Initiativen sind jetzt bedroht von Kürzungen und thematischen Einschränkungen. Nicht weiter gefördert zu werden, bedeutet defacto die Aufkündigung der zivilgesellschaftlichen Zusammenarbeit.

Antje Winkler: Als Abschlussfrage unseres gemeinsamen Gesprächs, möchte ich wissen: Wenn ihr an die Zukunft denkt, was stimmt euch da froh oder zuversichtlich?

Daniela Bystron: Was mir Hoffnung für die Zukunft macht, ist das Zusammenarbeiten mit mutigen, findigen Menschen, die sich nicht von Widrigkeiten beeinflussen lassen, die wach sind und die keine Angst haben, die informiert, kritisch und kreativ sind und die auch Ideen und Strategien haben, wie bestimmte Dinge umgesetzt

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

werden können. Und ich glaube, das braucht die Gesellschaft, das braucht die Politik, das braucht aber auch die Kulturarbeit und Mut vor allen Dingen.

Pegah Byroum-Wand: Mir fällt in diesem Zusammenhang Heinrich Manns *Der Untertan* (1918) ein. Mann schreibt den Roman als Satire und er erschien 1918 im Kurt Wolff Verlag. Im Nachwort schreibt Kurt Tucholsky in Bezug auf den – in seinen Worten – deutschen Mann über dessen Sucht zu befehlen und zu gehorchen, über seine »Zivilfeigheit«. Und ich hoffe, dass es heute anders ist! Gleichzeitig finde ich es auch ermutigend, und darauf versuche ich mich zu konzentrieren, dass es sehr viele kritische Menschen gibt. Für mich sind Bündnisbildung und Solidarität das Wichtigste, denn das ist etwas, aus dem wir alle Kraft gewinnen können, egal ob in der Institution, außerhalb oder privat. Natürlich ist Angst immer berechtigt. Ich glaube, alle Menschen, die sich engagieren, haben auch Angst. Es ist wichtig, dass man sich dadurch nicht lähmen lässt und trotzdem ins Handeln kommt oder zumindest versucht, den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern, zu expandieren, um Grenzen zu überwinden.

Literatur

Aagesen, Dorthe/Vestergaard Jørgensen, Anna/von Bormann, Beatrice (Hg.) (2021): Kirchner und Nolde: Expressionismus. Kolonialismus. Katalog, München: Hirmer.

Blog.SMB.Museum/Ellendorf, Maria (2023): »Provenienzforschung. ›Ngonno‹: Gründungsmutter der Nso«, in: Blog der Staatlichen Museen zu Berlin, siehe: https://tinyurl.com/2kprusrj v. 22.06.2023.

Brücke-Museum Berlin (2023): Ausstellung »Małgorzata Mirga-Tas. Sivdem Amenge. Ich nähte für uns. I sewed for us.«, siehe: https://tinyurl.com/2hme9k6f

Brücke Museum/Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin/Stiftung Stadtmuseum Berlin/Bystron, Daniela/Fäser, Anne (Hg.) (2022): Das Museen dekolonisieren? Kolonialität und museale Praxis in Berlin, Bielefeld: transcript.

Brücke-Museum Berlin (2021/2022): Ausstellung »Whose Expression? Die Kunst der Brücke im kolonialen Kontext«, in: https://tinyurl.com/mvrjyykk

Bundesministerium des Innern (2023): »Fakten zur Reform des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems (GEAS)«, in: https://tinyurl.com/2w742ykr

Byroum-Wand, Pegah (Hg.) (2025): MachtKritikKollaboration. Praxisreflexionen zwischen Aktivismus, Museum und Universität. Berlin: Verlag Yılmaz-Günay.

Cornelius Refem, Fogha MC (aka Wan wo Layir (2022): »What I Have Learned from my Ban from the Humboldt Forum«, in: https://tinyurl.com/4u8jtpzj v. 18.08.2022.

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Das Humboldt Forum – Schloss mit zwei Gesichtern (2021). »Arte-Dokumentation«, in: https://tinyurl.com/3eftt7hp

Ellendorf, Maria (2023): »Ngonnso´: Founding Mother oft the Nso«, in: Humboldt Forum, siehe: https://tinyurl.com/29rcpntd

Mann, Heinrich (2001): Der Untertan, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.

neue deutsche organisationen (Hg.) (2024): »Menschenwürde (un)antastbar. Kritische Perspektiven auf die europäische Migrationspolitik. Digitale Publikation«, in: https://tinyurl.com/2vd7hsvn

Ofuatey-Alazard, Nadja/Arndt, Susan (2019): Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk, 4. Auflage, Münster: Unrast.

PRO ASYL (2023): »Fatale GEAS-Einigung: Rechtsruck in Europa manifestiert sich im Abbau der Menschenrechte beim Flüchtlingsschutz!«, in: https://tinyurl.com/3ueuj4he

Rancière, Jacques (2018): Der unwissende Lehrmeister. Fünf Lektionen über die intellektuelle Emanzipation. Wien: Passagen-Verlag.

Spivak, Gayatri (1990): Strategy, Identity, Writing, in: Harasym, Sarah (Hg.): The Post-Colonial Critic. New York/London: Routledge.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): Righting Wrongs – Unrecht richten. Zürich/Berlin: diaphanes.

Spivak, Gayatri (2008): Can the Subaltern Speak. Wien: Turia + Kant.

https://doi.org/10.14361/9783839400609-009 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY